EMMANUEL

BOVE

DER STIEFSOHN

EDITION
diá

EMMANUEL BOVE

Der Stiefsohn

Roman

Aus dem Französischen
von Gabriela Zehnder

Edition diá

1

Es war lange vor dem Krieg, 1904, um genau zu sein, als Mademoiselle Annie Villemur de Falais die Bekanntschaft von Jean-Melchior Cœtlinger machte. Sie war einundzwanzig Jahre alt. Seit mehreren Monaten besuchte sie einen gemischten Malkurs, nicht etwa bei Julian oder an der École des Beaux-Arts, sondern an einer Kunstakademie in der Rue de la Grande-Chaumière, worauf sie stolz war, da diese Wahl nur auf eine echte Berufung hinweisen konnte. Sie teilte die Bewunderung der anderen Schüler für die präraffaelitischen Maler. Ihre Brüder, ihre Freunde, sogar ihr Vater kamen manchmal, um von der Tür aus einer Sitzung beizuwohnen, ein wenig verlegen, wenn das Modell ein nackter Mann war, was sie aber nicht zu sagen wagten aus Angst, für prüde gehalten zu werden. Annie war ein großes, blondes junges Mädchen, das mit seiner Schönheit nichts anzufangen wusste, so wie man in bestimmten Berufen mit seiner Jugend nichts anzufangen weiß. Nach langem Drängen hatte sie die Erlaubnis erhalten, ein Atelier im oberen Teil der Rue d'Assas zu mieten. Jede Woche gab sie dort kleine Gesellschaften. Zu den Arbeitskameraden, meist arme Ausländer, gesellte sich immer auch ein Mitglied der Familie Villemur, das darüber wachte, dass alles korrekt vor sich ging. Zu einer dieser Teegesellschaften brachte der Kassenwart der Akademie, für den Mademoiselle Villemur Sympathie empfand, weil er wie alle Kassenwarte unter den verdienstvollsten Schülern ausgesucht worden war und weil sie von ihrer Erziehung her die Gewohnheit bewahrte, Mitgefühl zu zeigen, einen seiner Freunde mit,

einen düsteren Mann um die dreißig, der einen Spitzbart trug und ziemlich förmlich mit einem Cutaway bekleidet war. Es war der Sohn eines für seine frankophilen Gefühle bekannten Professors aus Mülhausen. Beim Tod dieses Professors im September 1895 hatten Jean-Melchior Cœtlinger, der im Februar des gleichen Jahres volljährig geworden war, sein älterer Bruder Martin und seine jüngere Schwester Catherine das väterliche Haus verkauft und waren nach Paris gezogen, die jungen Männer mit dem Wunsch, ihr Studium fortzusetzen, das Mädchen mit dem, die Aufgabe ihrer Brüder zu erleichtern, indem es ihnen alle häuslichen Sorgen ersparte. Sie hatten in der Rue Pierre Nicole eine Zweizimmerwohnung mit Küche gemietet. Am Anfang lebten sie in schönster Eintracht zusammen. Das Mädchen ging nicht aus dem Haus. Die beiden Brüder trennten sich nur, um an ihren Vorlesungen teilzunehmen. Verspürte einer der beiden einmal Lust, ein Museum zu besuchen, teilte er es seinem Bruder mit, der sich mit Catherine besprach. Wenn alle einverstanden waren, aber nicht vorher, gönnten sie sich schließlich diese Abwechslung. Da ihr ganzes Vermögen in einer bescheidenen Erbschaft bestand, mit der sie bis zum Abschluss ihres Studiums auskommen mussten, rückten sie unwillkürlich zusammen, aus Sparsamkeit und auch, um die Versuchungen fernzuhalten, von denen sie im Laufe ihrer Jugend gehört hatten. Doch bald ließ sich Jean-Melchior zu kleinen Heimlichkeiten hinreißen. Allmählich wurde er kühner. Die Gefahren, vor denen man ihn gewarnt hatte, erschienen ihm nicht so groß. Von zarter Gesundheit und trägem Wesen, war er für keine beständige Arbeit geschaffen. Müßiggang und Bummeln sagten ihm mehr zu als das geregelte Leben in der Rue Pierre Nicole. Als er sich vier Monate später in Ernestine Mercier verliebte, die von ihrem siebzehnten bis einunddreißigsten Lebensjahr bald bei diesem, bald bei jenem Liebhaber gelebt hatte, immer in der Hoffnung, der gegenwärtige sei der letzte, zögerte er lange, es zu gestehen. Erst als er nicht mehr anders konnte, öffnete er sein

Herz. Martin geriet in helle Wut. Jean-Melchior wusste noch nicht, dass man es uns übelnimmt, wenn wir uns aus einem Bund zurückziehen, und mögen wir dadurch auch die begünstigen, die ihm treu bleiben. Er wurde aufgefordert zu wählen. Einen ganzen Monat lang konnte er sich nicht entscheiden. Ab fünf Uhr nachmittags hatte er Fieber. Er liebte seinen Bruder und seine Schwester mehr als alles auf der Welt, mehr, viel mehr als Ernestine Mercier, aber Ernestine, das bedeutete das Vergnügen, tausend Dinge, die er bei den Seinen nicht hatte. Als er begriff, dass er einen Entschluss fassen musste, dass er ihn nicht länger hinauszögern konnte, packte er endlich seinen Koffer, umarmte Catherine lange, bat Martin, ihm zu verzeihen. Der ließ die Gefühle beiseite und kam auf die Geldfrage zu sprechen. Man vereinbarte, dass Martin ihm aushändigen würde, was ihm nach Abzug seines Mietanteils zustand. Danach ging Jean-Melchior zu Ernestine Mercier. Sie war nicht auf einen solchen Liebesbeweis gefasst gewesen. Daher wagte sie in den ersten Tagen nicht, Jean-Melchior zu fragen, in welche Lage ihn diese Geste brachte. Sie war bemüht, sich des Gefühls, das sie erweckte, würdig zu erweisen. Als sie jedoch erfuhr, dass Jean-Melchior ein wenig Geld hatte, dass er beabsichtigte, bescheiden zu leben, damit er in der Lage sei, sein Studium zu beenden, verspottete sie ihn. Sie überzeugte ihn, dass man nur einmal jung sei, dass man nicht wisse, wie der nächste Morgen aussah, dass man das Leben genießen müsse, solange man kann. Sie wohnten in einem komfortablen Hotel, nahmen ihre Mahlzeiten nicht mehr in kleinen, billigen Lokalen ein, sondern in Großgaststätten, wo sie, von lärmenden Freunden umgeben, bis drei Uhr morgens blieben. Ernestine strebte zwar danach, eine geachtete Bürgersfrau zu werden, jedoch später, wenn sie einem Mann begegnen würde, den sie wirklich liebte. Seiner Mätresse und vor allem des Fiebers wegen, das er bei der geringsten Anstrengung bekam, hatte Jean-Melchior sein Studium fast ganz aufgegeben. Er stand spät auf, verkehrte mit Ernestines Freunden, mit denen

er keine Gemeinsamkeiten hatte. Was seine Zukunft betraf, so war er außerstande, sich ein Bild davon zu machen. Er lebte in den Tag hinein, wobei er Ernestine dauernd mit seiner Eifersucht und seiner Zärtlichkeit verfolgte, sich bei der geringsten Unstimmigkeit in ein Schweigen hüllte, das mehrere Tage dauerte und das er unvermittelt brach, verbittert, aber noch immer verliebt. Nach Jahresfrist blieb ihm fast nichts mehr vom Erbe teil, das Martin ihm ausgehändigt hatte. Er musste daran denken, sparsamer zu leben, umso mehr, als seine Ausschweifungen sich auf seine Gesundheit auszuwirken begannen. Sie mieteten eine kleine Wohnung, richteten sie bescheiden ein. »Wir sind beglückt worden«, sagte Ernestine an einem drückenden Augustabend des Jahres 1897 zu ihm. Er verstand nicht, was sie meinte. Sie wollte es nicht näher erklären, aber in der Nacht, in dem Bett, das sie ihre »Domäne« nannte und das sie zu ihrem geheimen Verbündeten gemacht hatte, der in ihren Augen genauso fassbar war wie ein Lebewesen, teilte sie Jean-Melchior mit unerträglicher Geziertheit mit, er werde Vater.

In der Folge gab es keinen Tag, an dem sie ihn nicht auf die Pflichten hingewiesen hätte, die ihm zufallen würden. Ihre Zahl wuchs ins Unendliche, ohne dass deswegen die wichtigste verdrängt worden wäre, die Verpflichtung nämlich, sie zu heiraten. Aber wenn Jean-Melchior nichts mehr an einer Heirat lag, war es ihre eigene Schuld. Er hatte ihr einen Antrag gemacht, nicht etwa, weil ihm der Sinn danach stand, denn als er von seinem Bruder und seiner Schwester fortgegangen war, hatte er an alles andere gedacht als daran, eine Familie zu gründen, sondern weil er aufgrund seiner Erziehung Skrupel hatte und sich die Liebe außerhalb der Ehe nur schwerlich vorstellen konnte. Als sie ihn von diesen Skrupeln befreit hatte, was ihm nur recht gewesen war, hatte Ernestine nicht vorausgesehen, dass die Argumente, die sie vorgebracht hatte, einmal gegen sie verwendet würden. Jean-Melchior konnte nicht glauben, dass dieselbe Frau, die seine flehentlichen Bitten mit Spott aufgenommen hatte, und

das zu einer Zeit, als er im Besitz seiner Erbschaft war und es ganz in ihrem Interesse gelegen hätte, ihn zu heiraten, jetzt, da er nichts mehr hatte und sich auf der Suche nach Deutschstunden die Füße wund lief, ernsthaft eine Heirat wünschte. Er antwortete ihr daher auch jedes Mal zerstreut, denn es war Ernestine selbst gewesen, die ihn überzeugt hatte, die Heiratsfrage sei belanglos.

Ende April 1898 kam ein Kind zur Welt, dem man den Vornamen Jean-Noël gab. Da sich die Lage des Haushalts noch verschlechtert hatte, bat Jean-Melchior Martin um Hilfe. Als der erfuhr, dass sein Bruder alles, was er besessen, aufgebraucht hatte, dass er überdies mit einer Frau zusammenlebte, die ihm eben einen Sohn geboren hatte, ersuchte er ihn, nicht mehr in die Rue Pierre Nicole zu kommen. Von dem Tag an häuften sich die Sorgen. Außer seiner Familie, für die er noch immer die gleichen Gefühle hegte und deren Härte ihn mehr betrübte als empörte, kannte er nur Studenten, die voll jener der Jugend eigenen Hochherzigkeit waren, jedoch unfähig, ihm zu helfen oder ihn zu lenken. Trotz Ernestines Drängen, trotz der Hindernisse, die mit jedem Tag schwieriger zu überwinden waren, wollte er nichts von einer festen Anstellung wissen, denn er hatte erkannt, dass er nur eine Chance hatte, sich aus dieser misslichen Lage zu befreien, wenn er sein Studium beendete. Ab und zu gab er eine Unterrichtsstunde oder nahm irgendeine Stelle an, die er zwei Monate später wieder aufgab. Unter diesen Lebensbedingungen war Ernestine die Lust vergangen, Jean-Melchiors Frau zu werden. Die mit der Ehe verbundene Vorstellung von Glück hätte unter derartigen Umständen ein betrübliches Ereignis aus einer Heirat gemacht. So vergingen mehrere Jahre in Armut und Bitterkeit. Das Verhältnis zwischen Jean-Melchior und seiner Gefährtin wurde immer gespannter. Sie warf ihm vor, er habe ihr ein Kind gemacht, obwohl er genau wusste, dass er nicht die Mittel habe, es aufzuziehen. Wenn sie so unglücklich sei, dann deshalb, weil sie die Naivität selbst sei und an all seine

Versprechungen geglaubt habe. Ständig drohte sie ihm, ihn zu verlassen, und wenn er sie in seiner Niedergeschlagenheit nicht anflehte, es nicht zu tun, fing sie zu schluchzen an und sagte, er liebe sie nicht, er setze alles daran, sie loszuwerden.

Jean-Noël war schon sieben Jahre alt, als Jean-Melchior Mademoiselle de Villemur de Falais vorgestellt wurde. Die Welt, die er um das junge Mädchen herum erahnte, die unbekümmerte Atmosphäre, die im Atelier herrschte, hatten eine außerordentliche Wirkung auf ihn. Er sah Annie wieder. Eines Tages, als er mit ihr allein war, erzählte er ihr sein Leben. Der Bericht erschütterte sie. Sie hatte für den kränklichen Mann, dessen Offenheit sie überraschte, von Anfang an Sympathie empfunden. Obwohl sie ihn kaum kannte, flößte er ihr keinerlei Misstrauen, keinerlei Angst ein. Er verkörperte in ihren Augen alles, was für sie fremd war, und dass sie sich in seiner Gegenwart trotzdem so geborgen fühlte, erfüllte sie mit Stolz.

Als Annie ihrer Familie sechs Monate später mitteilte, sie wolle einen jungen Mann heiraten, den sie an der Kunstakademie kennengelernt habe, was nicht ganz der Wahrheit entsprach, stieß sie auf unerbittlichen Widerstand. Ihr Vater zwang sie, ihren Kurs, ihr Atelier aufzugeben. Er verbot ihr, ausnahmslos alle Freunde, die sie außerhalb ihrer Familie gewonnen hatte, wiederzusehen. Unzählige Schwierigkeiten tauchten auf. Sie liebte Jean-Melchior. Er war in ihren Augen ein außergewöhnlicher Mann, sogar den Künstlern überlegen, die sie bewunderte. Hatte er ihr nicht gesagt, als sie ihm vom Zorn ihres Vaters berichtet hatte, ein junges Mädchen müsse in erster Linie den Willen seiner Familie respektieren, und nur, weil er dies nicht getan habe, sei er selbst so unglücklich gewesen? Sie traf sich trotzdem weiterhin mit ihm, ohne dass ihre Eltern es wussten. Als sie davon erfuhren, konnten sie es nicht glauben. War Annie nicht die Aufrichtigkeit in Person? Sie hatte ihnen nie irgendetwas verheimlicht. Es kam zu einer heftigen Szene bei den Villemurs in der Avenue de Malakoff. Man wollte wissen, ob Annie wirklich

die Absicht habe, einen unbedeutenden, kranken Elsässer ohne Vermögen zu heiraten, der schon Vater eines Kindes war. Sie antwortete, sie liebe Jean-Melchior genau aus diesen Gründen. Monsieur Villemur begriff, dass seine Tochter nicht nachgeben würde. Einen Moment lang erschien auf seinem Gesicht der Ausdruck eines Mannes, der gegen sich selbst kämpft. Er bat Annie, ihm zu folgen. Er ging in sein Arbeitszimmer. Er war sehr ruhig. Dennoch strich er sich öfter als gewöhnlich mit den Fingerspitzen, die eine perfekte Linie bildeten, über die Augenbrauen.

»Du willst heiraten«, sagte er bedächtig, »das ist dein Recht. Aber ich bitte dich, mir den Mann vorzustellen, den du dir ausgesucht hast.«

»Das wollte ich mehrere Male tun. Aber du hast immer abgelehnt.«

»Heute habe ich meine Meinung geändert.«

Die Begegnung fand statt. Als Monsieur Villemur Jean-Melchior erblickte, wurde ihm sofort klar, dass die Hoffnung, an die er sich geklammert hatte, trügerisch war. Wie hatte er glauben können, dieser Monsieur Cœtlinger sei anders, als er ihn sich vorgestellt hatte? Er entsprach ganz dem Bild der farblosen Gestalt mit dem kränklichen Aussehen und den Künstlerallüren, das er sich aufgrund von Annies Erzählungen von ihm gemacht hatte. Als er mit seiner Tochter allein war, hielt er es nicht einmal für nötig, ihr mitzuteilen, welchen Eindruck er von Jean-Melchior hatte. Er begnügte sich damit, ihr zu sagen, sie sei frei, Monsieur Cœtlinger zu heiraten, er werde ihr, wenn sie es tue, ihre Mitgift aushändigen, sie müsse jedoch nicht mehr daran denken, ihre Familie wiederzusehen. Wenn sie dazu bereit sei, könne sie das Haus noch am gleichen Abend verlassen.

Während Annie mit ihren Eltern heftige Auseinandersetzungen führte, denn weitere Szenen dieser Art folgten, bereitete Jean-Melchior Ernestine behutsam auf eine Trennung vor. Er wünschte sie sich übrigens seit langem. Schon nach der Geburt

von Jean-Noël, das heißt von dem Augenblick an, da Ernestine begann, wirklich an ihm zu hängen, hatte er daran gedacht, seine Freiheit wiederzuerlangen. Doch zuerst musste er die materielle Lage der Frau sicherstellen, die ihm, wenn man sie so hörte, die besten Jahre ihres Lebens geschenkt hatte. Es war ihm nicht möglich gewesen. Die Zeit war vergangen und hatte sie jeden Tag mehr voneinander entfernt, so dass er, als man ihn in die Rue d'Assas geführt hatte, sich zwar, ohne zu lügen, als freien Mann hatte vorstellen können, er aber trotzdem ein Gefangener seiner Liaison war, genau wie in deren Anfängen. Frei, das war er. Unter dem Vorwand, sich auf die Suche nach Geld zu begeben, das er nur selten fand, verließ er seine Mätresse schon am Morgen, um erst nach Hause zurückzukehren, wenn sie schlief. Doch diese moralische Trennung in eine faktische Trennung umzuwandeln war genauso schwierig, als hätten sie in bestem Einvernehmen gelebt, denn Ernestine gab vor, sich ihm zutiefst verbunden zu fühlen und das Kind, das sie nur malträtierte, abgöttisch zu lieben.

Am Tag nachdem Jean-Melchior Monsieur Villemur getroffen hatte, beschloss er, die Sache offen anzugehen. Er sagte Ernestine, Jean-Noël wachse heran, er sei in einem Alter, da man sich an das, was man sehe, zu erinnern beginne, man müsse sich ernsthaft um seine Erziehung kümmern, und deshalb und weil er nicht anders könne, habe er vor, eine Zweckehe einzugehen. Er besaß die Schwäche hinzuzufügen, das Leben sei nun einmal so, es zwingt uns oft, die Gefühle den Interessen zu opfern. Ernestine geriet in eine solche Wut, dass man sie pflegen musste wie ein Kind, das von Krämpfen geschüttelt wird, und als sie endlich ihre Ruhe wiedergewann, wirkte sie im Unterschied zu den vorangegangenen Schreien und Drohungen wie eine Kapitulation. Doch Ernestine hatte keineswegs resigniert. Einen Monat später teilte sie Jean-Melchior mit der gleichen Geziertheit wie beim ersten Mal mit, sie sei schwanger. Er wollte ihr nicht glauben. Er brachte sie zu einem Arzt. Sie war es tatsächlich.

Mademoiselle Villemur hatte eben ihre Familie verlassen und war in ein Hotel gezogen, dessen Name sie jedes Mal belustigte, wenn sie die Place du Panthéon überquerte, das *Hôtel des Grands Hommes*. Aus Angst, sie erfahre es von jemand anderem, ging Jean-Melchior dorthin und berichtete ihr, was vorgefallen war, wobei er ihr zu verstehen gab, es handle sich um eine infame Lüge. Er war sich dessen nicht sicher, aber da er auch vom Gegenteil nicht überzeugt war, empörte er sich mit einer solchen Vehemenz über das verzweifelte Manöver, wie er es nannte, dass Annie ihm glaubte, obwohl sie zutiefst gedemütigt war. »Diese Frau ist zu allem fähig«, sagte sie.

Im Frühjahr 1906 heirateten Jean-Melchior und Annie. Auch wenn die Villemurs diese Heirat nicht gerne sahen, sahen die Ctlingers sie gar zu gern. Um Annies Eltern zu entfliehen, die sich trotz ihrer vorgetuschten Gleichgltigkeit nicht geschlagen gaben, und Jean-Melchiors Bruder, der pltzlich wie verwandelt war, und Ernestine Mercier, die sich weiterhin Madame Ctlinger nannte und die jedem, der es hren wollte, von ihrer Schwangerschaft erzhlte, beschlossen die Jungvermhlten, sich in Nizza niederzulassen, einer Stadt, deren Klima ausgezeichnet fr Jean-Melchiors Gesundheit sei und wo es leicht sein drfte, Jean-Nol eine solide Ausbildung zu geben. Aber als der Moment kam, das Kind zu holen, tauchten neue Schwierigkeiten auf. Trotz der Zusage, die man ihr gegen eine gewisse Geldsumme abgerungen hatte, wollte sich Ernestine Mercier nicht von ihm trennen. Jean-Melchior war gentigt, zu einer richtigen Entfhrung zu schreiten. Es war dramatisch. Ernestine Mercier rief die Nachbarn zu Hilfe, erzhlte ihnen von ihrem Zustand, von der Unmenschlichkeit des Mannes, dem sie ihr Leben geopfert hatte. Schlielich einigte man sich, und Jean-Melchior konnte seinen Sohn mitnehmen, der weinte und vor Angst zitterte.

2

Monsieur und Madame Ctlinger wohnten seit neun Jahren in Nizza, als in den ersten Februartagen des Jahres 1915 ein Telegramm bei ihnen eintraf. Ohne ein Wort des Trostes oder der Zuneigung teilte Monsieur Villemur seiner Tochter mit, sein jngster Sohn, ebenjener, der sich nicht gegen Annes Heirat gestellt hatte, sei schwer verwundet worden. Noch am gleichen Abend reiste sie nach Paris. Monsieur Ctlinger begleitete sie an den Bahnhof. Auf dem Bahnsteig, der voll war von Soldaten auf Urlaub, von Verletzten, von Krankenschwestern, unter dem riesigen Glasdach, wo jedes Gerusch ein Echo zurckwarf, weinte Annie. Es war das erste Mal seit ihrer Heirat, dass sie sich von Jean-Melchior trennte. Dass es unter so dramatischen Umstnden geschah, lie sie an die vergangenen Jahre denken. Sie ahnte, dass diese Minute den Abschluss eines glcklichen Zeitabschnitts darstellte. Gleich wre sie mitten in einer Welt, deren Sorgen sie entflohen war, wie sie sich einbildete, und die schon Vergeltung zu ben schien.

Eine Woche spter stieg eine ganz andere Frau aus dem Zug. Sie winkte einen Trger herbei, reichte ihm selbst ihr Gepck. Niemand htte geglaubt, dass man ihrem Bruder vor ein paar Tagen ein Bein amputiert hatte und er noch immer zwischen Leben und Tod schwebte. »Welchen Kummer ich dir doch bereite, mein armer Jean-Melchior«, sagte sie zu ihrem Mann, der ihr entgegengekommen war. Sie spielte auf die Briefe an, die sie ihm aus Paris geschrieben hatte und in denen sie nur die Ereignisse festgehalten hatte, die sich whrend ihrer Reise zugetra-

gen hatten. Sie nahmen einen offenen Wagen. Der Abend war frühlingshaft. Das Pferd ging im Schritt. In der Luft hing ein Geruch von verbranntem Holz, und es war eine Erleichterung, fernab vom Krieg und nicht mehr in Eile zu sein. Annie schien teilnahmslos. Auf die Beherrschung, die sie bei ihrer Ankunft gezeigt hatte, um ihren Mann zu beruhigen, war eine große Müdigkeit gefolgt. Sie fragte sich, ob sie sich nicht geirrt hatte, als sie Jean-Melchior heiratete, ob ihre Familie nicht trotz allem recht gehabt hatte, sich ihrer Heirat zu widersetzen. Nicht etwa, dass ihre Liebe mit den Jahren kleiner geworden wäre. Sie hatte sich nur gewandelt. Was ihr als junges Mädchen so schön erschienen war, kämpfen, fortgehen, sich absondern mit einem Mann, den man liebt – all das hatten jene Realitäten des Alltags getötet, denen sie übertriebene Wichtigkeit beimaß. Als sie wieder im Kreise ihrer Familie war, wo es, wie ihr schien, keine dieser Realitäten gab und wo sie den Eindruck gewann, eine Abtrünnige zu sein, sich dem allgemeinen Kummer entzogen zu haben, während sie doch bisher glaubte, das Gegenteil sei der Fall, sie habe mit den Ihren auch die bürgerliche Sicherheit verlassen, war ihr klargeworden, dass die Liebe sie vielleicht blind machte. Man hatte sie mit großer Herzlichkeit empfangen. Die Tatsache, dass sie allein gekommen war, dass man ihren Mann durch ihre Schuld nicht zu den Familienmitgliedern zählen konnte, hatte einen Misston in die ersten Gespräche gebracht. Dann schien sich niemand mehr zu erinnern, was vorgefallen war. An einem Nachmittag besuchte sie sogar in einem Altersheim in Neuilly ihr ehemaliges Zimmermädchen, ihre liebe Elisabeth. Weinend schilderte ihr diese, welche Traurigkeit in ihrer Familie geherrscht hatte, nachdem sie weggegangen war. Auf so viel Wohlwollen zu stoßen weckte Gewissensbisse in ihr. Sie hatte sie sogleich wieder verscheucht, da sie ihrem Mann gegenüber ungerecht waren. Eines Abends war sie beinahe eine Viertelstunde lang mit ihrem Vater zusammen gewesen, ohne dass einer von beiden ein Wort sprach. Freunde waren

gekommen, um sich zu erkundigen, wie es stand. Als sie diese Pflicht erfüllt hatten, unterhielten sie sich lange mit ihr. Man wollte nicht, dass sie sofort wieder wegfuhr. Man versuchte sie zu überreden, in Paris zu bleiben. Und am meisten berührte sie, dass ihre Mutter, die doch sonst so kalt war, besorgt fragte, ob sie glücklich sei.

Auf der Rückfahrt im Zug hatte Annie an all das gedacht. Hatte sie sich verhalten, wie sie es hätte tun sollen? War sie nicht zu schnell abgereist? Hätte sie angesichts von so viel Zuneigung ihren Aufenthalt nicht verlängern sollen, nur um zu zeigen, dass sie empfänglich gewesen war für die Aufmerksamkeit, mit der man sie umgab? Bewies sie nicht Gefühllosigkeit, indem sie nach Nizza zurückkehrte, bevor sie die Resultate von Bertrands Operation kannte? Hatte sie auf so viel Güte nicht mit Kälte geantwortet, wenn sie ihre Familie an dem Tag verließ, den sie bei der Ankunft genannt hatte, um deutlich zu machen, dass sie sich nicht aufdrängte? Was trug sie ihrer Familie denn nach? Hatte diese nicht einfach nur ihre Pflicht getan? Bei genauerer Überlegung erkannte sie dann, dass sie nicht anders hätte handeln können, nicht dass es ihre Art gewesen wäre, die Vorteile abzuschätzen, die einem entstehen, wenn man eine Versöhnung hinauszögert, sondern weil sie im Laufe ihrer Existenz als verheiratete Frau trotz ihrer Klagen stolz gewesen war, den gleichen Sorgen ausgesetzt zu sein, die, wie sie als junges Mädchen glaubte, den Künstlern vorbehalten waren, und weil sie vor allem Wert darauf legte, dass man in Paris erkannte, dass ihre Heirat sie nicht etwa herabgewürdigt, sondern geläutert hatte. Die Ausnahmesituation, in der sie sich befand, Ernestine Mercier, die ihr und Jean-Melchior nachstellte, die Vorsichtsmaßnahmen, die sie ergriffen, um ihren Zufluchtsort zu verbergen, kurz, alles, was scheinbar nur ihr zustieß, hielt ihre Illusion aufrecht, ihre Lebenserfahrung sei größer als die ihres eigenen Vaters. Sie hatte also richtig gehandelt, wenn sie an dem festgesetzten Tag abgereist war. Sie hatte den Ihren damit besser als mit Worten

gezeigt, dass sie weder Groll hegte noch Reue empfand, dass sie nur einfach eine Frau geworden war.

Monsieur und Madame Ctlinger sprachen nicht. Alles erschien ihnen leicht und fern. Es kam ihnen vor, als hielten die Sterne in ihrer Bahn inne. Sie funkelten auf der Hhe, wo die Wolken vorbeiziehen, jeder entsprechend seiner Gre. Annie atmete tief ein. Es blieb nichts brig von den Leuten, die sie gesehen, nichts von den Gesprchen, die sie gefhrt hatte. Die Hufe des Pferdes, sein Glckchen, so gro wie ein Apfel, klangen wie Musik fr sie. Hinter jedem Fenster der Hotels brannte ein Licht. Sie waren alle gleich, jedes beleuchtete das Zimmer eines Verwundeten. Manchmal begegnete Annie dem Blick ihres Mannes, und dann lchelten sie einander zu. Die Tatsache allein, nach einer Woche der Trennung wieder vereint zu sein, htte nicht diese Zufriedenheit ausgelst, wenn die Trennung nicht durch ein Unglck bedingt gewesen wre. Dieses Unglck brachte Aussicht auf Vernderung mit sich, brachte etwas, was das Paar seit Jahren undeutlich wnschte, vor allem, seit es befrchtete, eines Tages mittellos dazustehen: die Hoffnung auf eine Vershnung mit den Villemurs. Annie hatte noch nicht von ihrem Vater und von dem Empfang gesprochen, den man ihr bereitet hatte. Jean-Melchior wagte keine Fragen zu stellen. Bald kamen sie in die Avenue Flix Faure. Die Strae war breit, von Palmen gesumt und glnzte. Der Wagen hielt an. Annie nahm die Hand ihres Mannes. Er blickte auf. »Wir sind angekommen«, sagte sie lebhaft. Sie warf sich jetzt vor, dass sie an die glcklichen Folgen gedacht hatte, die das Unglck, das ihre Familie traf, auf ihr Leben haben knnte.

Im Mai des gleichen Jahres starb Bertrand an den Folgen seiner Verwundungen. Seit ihrer Rckkehr hatte sich zwischen Annie und ihren Eltern ein regelmssiger Briefwechsel ergeben. Man hatte ihr nicht verheimlicht, dass Bertrands Zustand sehr ernst war, aber da alle Briefe im sichtbaren Bemhen geschrieben wa-

ren, zu gefallen, war der Zustand des Bruders zu einem Vorwand geworden, den Kontakt aufrechtzuerhalten, und es hatte allein die Art und Weise gezählt, wie sie begannen und endeten. Obwohl sie darauf hätte gefasst sein müssen, traf sie deshalb die Nachricht von Bertrands Tod so, als hätte ihr Bruder sie erst eine Stunde zuvor bei guter Gesundheit verlassen. Während sie mit den Vorbereitungen für ihre Abreise beschäftigt war, erhielt sie ein zweites Telegramm ihres Vaters, in dem er sie bat, so bald wie möglich nach Paris zu kommen. Diese Bitte ließ sie alles vergessen, was sie von den Ihren trennte. Da kam ihr die Idee, sie könnte in Begleitung ihres Mannes fahren. Als sie ihm ihren Wunsch mitteilte, stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass dieser Plan ihn keineswegs freute. Sie fragte ihn nach dem Grund. Nach einigem Zögern antwortete er, sie täusche sich, er freue sich im Gegenteil sehr, sie zu begleiten.

Wenn Monsieur Cétlinger einen Moment lang versucht hatte, sich dieser Reise zu entziehen, dann deshalb, weil sich zehn Tage vorher etwas ereignete, was er seiner Frau nicht hatte erzählen wollen. Bei der Kriegserklärung hatte er auf Annies Drängen hin, deren Angst vor der Zukunft noch größer geworden war, die Pension, die er Ernestine Mercier überwies, um die Hälfte gekürzt. Der November 1914 war noch nicht vorbei, als diese in Nizza auftauchte. Es war übrigens nicht das erste Mal, dass sie die Reise unternahm. In den acht Jahren nach Annies und Jean-Melchiors Weggang hatte sie sie schon dreimal gemacht. Doch die Reise, die uns hier beschäftigt, war insofern besonders, als es im Gegensatz zu den vorhergehenden diesmal keine Rückfahrt gab. Da sie es für klüger hielt, wenn man in Kriegszeiten in der Nähe dessen blieb, von dem man finanziell abhängig war, ließ sie sich mit ihrem zweiten Sohn in Menton nieder. Neben der Nähe zu Nizza und zur Grenze war es eine charmante kleine Stadt, für ihr Klima bekannt, eine Tatsache, der Ernestine Mercier große Bedeutung beimaß, war doch ihre und Émiles Gesundheit genauso wertvoll wie die von Jean-Melchior. Von dem Tag an war

Monsieur Ctlinger allen mglichen Schikanen ausgesetzt. Alles diente Ernestine als Vorwand, um ihm zu schreiben, ihm Vorwrfe zu machen. Darunter gab es einen, den sie nie auslie: Monsieur Ctlinger schien mile nicht als seinen Sohn zu betrachten. »Ich kann dir versichern«, schrieb sie in jedem ihrer Briefe, »dass er sehr wohl von dir ist.« Jean-Melchior leugnete es nicht. Es war ihm trotzdem sehr unangenehm, da Annie die Tatsache nie hatte anerkennen wollen. Doch Madame Mercier begngte sich nicht damit zu schreiben. Mit allen Mitteln versuchte sie, dem Mann zu schaden, der sie, wie sie berall laut- hals verkndete, im Stich gelassen hatte. Sie wohnte noch keine drei Monate in Menton, als sie schon zahlreiche Freunde ge- wonnen hatte. Sie gab sich als die echte Madame Ctlinger aus. Diejenige, die ihren Platz eingenommen hatte, war eine Aben- teurerin, und wenn sie, Ernestine Mercier, sich hatte verdrngen lassen, war es aus Liebe geschehen, weil sie Mitleid hatte mit Jean-Melchior, weil sie ihm materielle Sorgen ersparen wollte. Diese Geschichten beeindruckten die kleinen Leute, mit denen sie sich umgab. Sie hielt sich nur mit grter Mhe davor zu- rck, nach Nizza zu gehen und sich fr ihre Sache einzusetzen.

Es war wohl eine von jenen allzu ergebenen Personen gewe- sen, die zwei Wochen zuvor einen Brief an Monsieur Ctlinger verfasst hatte, ohne ihn jedoch zu unterschreiben, einen Brief, in dem man ihn davon in Kenntnis setzte, dass Jean-Nol, den er, ohne zu zgern, begnstigt habe, und zwar auf Kosten miles, seines anderen Sohnes, ein ausschweifendes Leben fhre, dass man ihn nachts in berchtigten Husern antreffe, dass er ein Straenmdchen zur Mtresse habe. Der Brief endete mit Vor- wrfen, neben denen die, die gewhnlich aus Ernestines Mund kamen, nichtssagend erschienen. War es nicht eine Schande, ein Kind seiner Mutter zu entfhren, um ihm dann zu erlauben, jede Nacht auer Haus zu schlafen? Fragte man sich da nicht zu Recht, ob ein solcher Vater nicht eher Deutscher als Franzose sei?

Monsieur Ctlinger hatte seinen Sohn herbeigerufen. Der Knabe, den wir in den Armen seines Vaters gesehen haben, whrend Madame Mercier versuchte, ihn diesem zu entreien, war jetzt ein groer, hagerer junger Mann von siebzehn Jahren. Sein Gesicht war aufgedunsen, von einer glanzlosen Haut, deren Poren sichtbar waren. Seine Zhne standen leicht vor, so dass man sie sah, selbst wenn er nicht sprach. Von seiner ganzen Person ging etwas Schlaffes, Schchternes, Hochmtiges aus. Die Stirn war faltig wie bei einem alten Mann; die Zge, vor allem die Nase, waren grob. Dennoch lag in dem unansehnlichen Gesicht etwas wie ein Licht, das vom Blick herrhrte und vermuten lie, dass der junge Mann in manchen Momenten schn sein konnte.

Behutsam, um das Schamgefhl nicht zu verletzen, das er kannte, weil er es damals selbst empfand, als er noch in Mlhhausen wohnte, hatte Monsieur Ctlinger seinen Sohn befragt. Ihm war bald klargeworden, dass der anonyme Brief die Tatsachen zwar bertrieben hatte, aber trotzdem etwas Wahres enthielt. Jean-Nol hatte schlielich gestanden, dass er manchmal, wenn die Eltern im Bett waren, die Wohnung verlie, um zu einer Frau zu gehen, deren Namen und Adresse er weinend preisgab. Jean-Melchior beruhigte seinen Sohn, gab ihm zu verstehen, nichts getan zu haben, was nicht alle jungen Mnner tun, und whrend Jean-Nol in seiner Verwirrung weit davon entfernt war, an seine Stiefmutter zu denken, fgte er hinzu, er werde nie darber sprechen, als rhre die Scham seines Sohnes von seiner Angst her, Annie knnte von seinem Benehmen erfahren. In Wirklichkeit war es Monsieur Ctlinger, dessen grote Angst darin bestand, Annie erfhre, was vorgefallen war. Wenn sie es natrlich fand, dass sie heute noch unter Jean-Melchiors vergangenen Fehlern oder Schwchen litt, weil sie ihrer Meinung nach untrennbar mit den Umstnden verbunden waren, unter denen sie geheiratet hatte, geriet sie wegen jeder neuen Sorge auer sich, ob ihr Mann nun direkt oder indirekt der Grund dafr war. Deshalb war es Monsieur Ctlinger unangenehm, dass man sei-

nem Sohn etwas vorwerfen konnte. Aber noch unangenehmer wäre es ihm gewesen, wenn Jean-Noël seine Angst gekannt hätte. Er empfand für ihn eine abgöttische Liebe. Dass sein Sohn auch nur ahnen könnte, in welcher unterlegener Position er sich Annie gegenüber befand, ließ ihn erzittern, so sehr war er bestrebt, sein Ansehen zu bewahren, das trotz seiner Anstrengungen jeden Tag geringer wurde. Seit zwei Jahren schon ging ihm Jean-Noël aus dem Weg, und wenn er es nicht konnte, wagte er ihm nicht ins Gesicht zu schauen. Er war eifersüchtig auf seinen Vater. Er hatte das Gefühl, dieser sei Annies nicht würdig, er habe ihre Liebe nur errungen, weil er ihr verborgen hatte, wer er wirklich war. Die Jahre ließen ihn nicht die Intimität vergessen, die zwischen seinem Vater und Ernestine Mercier bestanden hatte. Er erinnerte sich deutlich an die heftigen Szenen in der bescheidenen Wohnung, wo sich seine frühe Kindheit abgespielt hatte, an die Streitereien wegen Geldsummen, die sogar dem Gymnasialisten, der er heute war, unbedeutend erschienen, an die Freude, die er empfand, wenn man ihn in die Rue d'Assas und später in jenes Hotel mitgenommen hatte, das durch seine Nähe zum Pantheon noch beeindruckender wirkte, und vor allem an die Sicherheit, in der er sich fühlte, sobald er bei Annie war. Obwohl er nur ein Kind gewesen war, erriet er, wie anders als seine Mutter diese Fremde war, die nie die Stimme erhob, die inmitten von Büchern, von Farben, von Gegenständen lebte, die ihm wertvoll erschienen, wie der kleine Bär aus Bern. Als Monsieur Cétlinger nach Empfang des erwähnten Briefes seinen Sohn aufforderte, ihn zu der zweifelhaften Dame zu führen, auf die man angespielt hatte, sah Jean-Noël darin nicht etwa den Wunsch, die Leute kennenzulernen, mit denen er verkehrte, sondern die Anziehung, die die Erinnerung an die eigene Vergangenheit für einen Mann hat, der genötigt ist, in einem Milieu zu leben, das nicht das seine ist.

Eine Art Kupplerin hatte Monsieur Cétlinger und seinen Sohn empfangen, und ohne sich zu wundern, dass zwei so un-

gleiche Besucher die gleiche Mieterin zu sprechen wünschten, hatte sie sie gebeten, in einem kleinen Salon zu warten, durch dessen Wände hindurch man Schreie und Lachen vernahm. Dann waren sie in das Zimmer der jungen Frau geführt worden. Sie empfing sie im Morgenrock. Beim Anblick des Begleiters ihres Geliebten, wenn man diese Bezeichnung für einen verliebten Gymnasiasten verwenden kann, hatte sie eine Gefahr gewittert. Da sie vor allem keinen Ärger wünschte, hatte sie vorgetäuscht, sie habe ein rein kameradschaftliches Verhältnis zu Jean-Noël. Monsieur Ctlinger hatte sich fr die Strung entschuldigt. Als handle es sich um einen Hflichkeitsbesuch, sprach er dann ber Banalitten, so dass Jean-Nol sich trotz seiner Verwirrung fragte, warum sein Vater, von dem er erwartet hatte, er wrde wtend sein, auf dieser Unterredung bestand, denn er war zu jung, um zu verstehen, dass Monsieur Ctlinger sich absichtlich in eine demtigende Lage gebracht hatte, mit dem einzigen Ziel, das Mitleid seines Sohnes zu erlangen, das er anders nicht zu erlangen glaubte.

Eine Woche spter, am Tag vor dem Datum, fr das Monsieur Ctlinger sich vorgenommen hatte, allein zu jener Frau zurckzukehren, um sich zu vergewissern, dass zwischen ihr und seinem Sohn auch wirklich alles beendet war, traf die Nachricht von Bertrands Tod ein. »Und was machen wir mit Jean-Nol?«, fragte Monsieur Ctlinger im Laufe des Abends. Er frchtete sich davor, seinen Sohn ohne Aufsicht zurckzulassen. »Es ist nicht das erste Mal, dass er allein bleibt«, antwortete Annie schroff. Eine so natrliche Frage, wie sie ihr Mann eben gestellt hatte, gengte, um ihre Angst vor der Zukunft wieder wachzurufen, sie befrchten zu lassen, man verlange von ihr irgendwelche Opfer. Doch sie fing sich sogleich wieder, da sie an einem Tag wie diesem nicht den Anschein erwecken wollte, als gehe es ihr um ihr Vermgen. Am nchsten Morgen brachte Jean-Melchior seinen Sohn im selben Auto, das ihn eine Stunde spter zur Bahn bringen sollte, zu einem Lehrer, einem Englnder

namens Stevenson. Dieser Lehrer, der seit etwa zehn Jahren in Frankreich ansässig war, nahm ausschließlich junge Landsleute in Pension. Aus Verehrung für Annie hatte er sich einverstanden erklärt, eine Ausnahme zu machen. Schon lange hatte er bemerkt, dass Monsieur und Madame Cœtlinger nicht demselben Milieu angehörten. Im Glauben, Annie zu schmeicheln, gab er ihr, kaum stand er ihr gegenüber, stets zu verstehen, er wisse, wer sie sei. Deshalb hatte Monsieur Cœtlinger ihm seinen Sohn anvertraut, denn diese Wahl war in seinen Augen dazu angetan, die Gereiztheit zu mildern, die seine Frau zeigte, sobald sie sich auf neue Ausgaben einließ. Er hatte sich jedoch getäuscht, denn Madame Cœtlinger hatte für ihre Bewunderer stets nur vollkommene Gleichgültigkeit übrig.